

Konkrete Menschen sind vielfach die einzige Bibel, die die Leute lesen
Bischof Wilhelm Egger

Zur Rechenschaft herausgefordert

Die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) haben sich für ihre „Gemeinsame Studientagung“ Mitte November (vgl. HK Oktober 1988, 452) eine Problematik vorgenommen, die weder neu noch von den Veranstaltern besonders originell ausformuliert ist: Die *Weitergabe des Glaubens*. Schon andere Tagungen, Kongresse, Symposien haben sich damit in den letzten Jahren auseinandergesetzt: zum Beispiel der Katechetische Kongreß in Freiburg 1983. Auf der Synode der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1985/86 war die Weitergabe des Glaubens Hauptthema; auch andere Diözesansynoden, die noch in Vorbereitung sind – Augsburg, Hildesheim – werden sich damit beschäftigen. In vielen Veranstaltungen kirchlicher Fort- und Weiterbildung ist die Glaubensweitergabe zu einem Dauerthema geworden. Und der Ausdruck *Weitergabe* erinnert mehr an Verlegenheiten, als daß er überzeugend zum Ausdruck brächte, um was es geht. „Weitergabe“ – da erscheint Glaube wie ein festverschürtes Paket, das es nur an die richtige Adresse zu bringen gilt, damit der damit verbundene Auftrag erfüllt ist. Man befindet sich dabei allerdings in guter Tradition. Dem „Depositum fidei“, der von ihrem Herrn der Kirche anvertrauten „Glaubenshinterlage“, liegt ja diese Paketvorstellung zugrunde: Der Kirche ist diese anvertraut, sie hat sie über die dafür bevollmächtigten Amtsträger unverseht und unverfälscht zu bewahren und über die Zeitläufe hinweg den Menschen zu vermitteln.

Glaube ist kein Paket zum Weiterreichen

Oder Weitergabe läßt denken an einen Stafettenlauf der Generationen: *Weitergabe von Generation zu Generation* gewissermaßen im Weiterlaufen der Zeit, wie per Vererbung ein Hof oder ein Familienunternehmen, gestärkt oder geschwächt, aber in der Substanz seiner Güter und Aufgaben unverändert, an die nächste Generation weitergegeben wird. In Zeiten, in denen Sitte und Brauchtum und ein Netz kirchlich bestimmter Lebensregeln für

die „Weitergabe“ sorgten, entsprach dieses Bild weitgehend der sozialen Lebenswirklichkeit. Übrigens auch das vom Paket: Christlicher Glaube wurde durch institutionalisiertes kirchliches Leben und die Einbindung der Gläubigen in dieses tradiert: in Dogmen oder Bekenntnissätzen, in Riten, in Lebensregeln, vor allem letztere weitgehend sogar gesellschaftlich-staatlich sanktioniert, so daß der einzelne beinahe unabhängig von seinem persönlichen Glaubensleben sich ihnen gar nicht wirklich entziehen konnte.

Aber die Gegenwart ist nicht danach: Sitte und Brauchtum, ohne daß sie ihre Wirkung ganz verloren haben, binden nicht. Glaube wird nicht „weitergegeben“ durch gesellschaftlichen Konsens, überhaupt nicht durch Öffentlichkeit: er ist *gesellschaftlich*, nicht nur staatlich reine Privatangelegenheit. Damit ist auch seine Vermittlung, sei es an Erwachsene im engeren oder weiteren sozialen Umfeld, sei es an die eigenen Kinder, letztlich dem einzelnen Christen anheimgestellt. Die Kirche als ganze kann über die Gemeinden, den Religionsunterricht, die gottesdienstliche Verkündigung, über die Erwachsenenbildung Hilfen unterschiedlicher Art bieten. Aber diese reichen für sich genommen nicht sehr weit; man merkt es bereits drastisch am Absinken des Pegels religiösen Wissens speziell in der heranwachsenden Generation. Wirkliche „Weitergabe“ geschieht faktisch nur noch dort, wo sie von der persönlichen Überzeugung, dem Glaubenkönnen und dem Vermittelnkönnen des einzelnen getragen wird.

Doch nicht nur von der Zeitsituation, auch vom Glaubensverständnis her erweist sich „Weitergabe“ als ein *be-trächtlich defizitärer Begriff*. Glaube ist Gottesgabe, abhängig vom Geist, der bekanntlich weht, wo er will, und Glaube ist als menschlicher Akt gehorchende Antwort auf die erkannte und bejahte Gottesgabe in menschlicher Freiheit. Ihr Wirksamwerden oder auch das Behindern ihres Wirksamwerdens bleibt abhängig von vielen Umstandsbedingungen, von solchen, die ihren Grund in der menschlichen Freiheit haben, aber auch von kulturgeprägten seelisch-geistigen Dispositionen. Zum Glauben

disponieren, Glauben aneignen, Glaubensleben bezeugen und Glauben vermitteln: damit würde wohl deutlicher ausgedrückt, was mit Weitergabe wirklich gemeint ist: das existentiell-soziale Sichtbarmachen des Glaubens, so daß der Adressat der „Weitergabe“ zu einer persönlich verantworteten freien Glaubensentscheidung herausgefordert wird.

Aber wie immer die Fragestellung methodisch angegangen und hermeneutisch erschlossen wird: Es besteht kein Zweifel, daß Bischöfe und Laien sich damit das Zukunftsthema der Christenheit schlechthin vorgenommen haben. Seine Bedeutung ist inzwischen weitgehend erkannt. Damit wächst auch die Bereitschaft, es auch unbefangen anzugehen. Die falschen Sicherheiten beginnen zu schwinden. Man begnügt sich nicht mehr damit, über die die Plausibilität des christlichen Glaubens schwächenden Öffentlichkeitsstrukturen zu klagen. Es scheint, daß die Gemeinsame Studientagung wenigstens von daher ein Anstoß zur gemeinsamen Gewissensforschung werden kann. Erstaunlich ist nur, wie wenig – vom Konferenzvorsitzenden abgesehen – die Bischöfe und ihre Arbeitsstellen sich an der thematischen Vorbereitung des Ereignisses beteiligt haben. Sollte die Erinnerung an die Gemeinsame Synode, für deren Fortsetzung die Studientagung als eine Art Mindestersatz gedacht war, wirklich der einzige Grund für solche Abstinenz sein?

Katholiken sind das „Delegieren“ besonders gewöhnt

Aber ob man durch das Ereignis selbst Gleichklang zwischen Laienbestrebungen und Bischofsabsichten zustande kommt oder nicht, um die Klärung von mit dem Thema zusammenhängenden Punkten wird man auf keinen Fall herumkommen. Zum Beispiel um die des einen, eben schon erwähnten, daß „Glaubensweitergabe“ zum ersten Mal seit der antiken Christenheit zur ganz persönlichen, in keiner Weise mehr auf das Amt delegierbaren Aufgabe eines jeden Christen geworden ist.

Ist aber wenigstens das als zentrale Herausforderung von Laien und Seelsorgern wirklich angenommen? Dies läßt sich bezweifeln. Trotz zunehmender Bereitschaft nicht weniger christlicher Laien, an der gemeindlichen religiösen Sozialisation mitzuwirken, dürfte dies einer der alerkritischsten Punkte sein. Denn christliche, vor allem katholische Laien sind an Eigenverantwortung in der Glaubensvermittlung, sei es in der eigenen Familie, sei es im großen Feld pluraler gesellschaftlicher Beziehungen, überhaupt nicht gewöhnt. Und lange konnten sie sich ja auch tatsächlich auf die „Weitergabe“ durch Sitte, Brauchtum und kirchlich vorgeformte Lebensregeln und auf die kirchenamtlich institutionalisierten Vermittlungswege und -formen verlassen. Noch unsere Eltern und Großeltern konnten das, jedenfalls in noch religiös relativ homogenen Milieus. Alles griff irgendwie ineinander – Schule, Kirche, der Kaplan, die „fromme“ Mutter, der Religionslehrer, die Jugendgruppe, die religiöse Praxis in

den Elternhäusern. Glaubensvermittlung trug sich so gewissermaßen von selbst.

Die ebenso noch gängigen wie seit je unfruchtbaren Schuldzuweisungen – „der Religionsunterricht versagt“, „die Gemeinden müssen für die religiöse Sozialisation der Kinder und Jugendlichen mehr tun“, „die Jugendarbeit leistet diesbezüglich nichts“ – sind ein deutliches Zeichen dafür, wie instinktiv nach wie vor Situationen gelehrt und Aufgaben verdrängt werden, wie sehr der alte katholische Delegationsmechanismus noch funktioniert. Katholiken stehen ja nicht nur vor einer für sie einschneidenden *neuen Situation*, die ihnen als religiöse Erzieher mehr abverlangt als vorausgegangene Situationen, sie sind auch denkbar schlecht darauf vorbereitet und tun sich deshalb doppelt schwer, sich auf sie einzustellen: Man hat zwar – zumal im deutschen Katholizismus seit dem 19. Jahrhundert – in Gruppen und Verbänden für die Öffentlichkeitsrechte der Kirche, gegen ungerechte Wirtschafts- und Sozialgesetze und gegen politisch-kulturelle Benachteiligungen von Katholiken gekämpft. Aber alles, was den Glauben „direkt“ betrifft, ist bis heute noch weitgehend Sache des Pfarrers, des Bischofs oder des theologischen Experten geblieben – trotz des Entstehens einer theologischen Sonderkultur im Laienbereich.

Man wird nicht sagen können, dieses „Delegieren“ sei katholische Spezialität. Es ist nicht einmal eine Besonderheit des Christentums, sondern eine anthropologische Konstante der Religionsgeschichte. Aber es gibt eine *speziell katholische Disposition* dafür: die in allem beherrschende Rolle des hierarchischen Amtes, das Denken vorwiegend in dogmatischen Sätzen und vieles andere befördert und erleichtert das „Delegieren“ und liefert denen, die nur allzugerne delegieren, plausible Rechtfertigungen und ein gutes Gewissen: Wenn es in allem, was den Glauben betrifft, so sehr um letzte unumstößliche Wahrheiten geht und diese Wahrheiten jeweils so sehr gefährdet sind, daß sie jederzeit nur durch lehramtliche Maßnahmen gesichert werden können, dann ist es auch gut, sich auf das passive, hörende „Hinnehmen“ dessen zu beschränken, was verkündet wird und so wie sehr es verkündet wird. Oder man schiebt es, wo der Kontrast zu den je eigenen existentiellen Erfahrungen allzu offensichtlich wird, einfach als „klerikale“ oder „lehramtliche“ Weltfremdheit beiseite.

Wenn aber *Glaubensrechenschaft*, einschließlich des *Sichauseinandersetzens mit den damit verknüpften Begründungszwängen* im persönlichen Zeugnisgeben, erste und ehrenvollste Pflicht eines Christenmenschen ist, dann muß auch kirchliche Pastoral einiges für die Herausbildung, die Festigung und Stärkung dieses Typs von Christenmenschen tun. Im Verhältnis zu ihm ist weder überkommene Betreuungs- noch die inzwischen durchschlagend gewordene Angebotspastoral, die Laien allzu leicht in ihrem katholisch angewöhnten, durch gesamtgesellschaftliche Entwicklungen zusätzlich geförderten Konsumverhalten bestärkt, der angemessene Umgang. Solchen Christenmenschen muß man einiges abverlangen,

man darf ihnen aber auch einiges zutrauen: Festigkeit in seinen Überzeugungen, situatives Einfühlungsvermögen, *auch religiöse Urteilskraft*, die aus einem bewußt gelebten Glauben kommt, religiöse Gesprächsbereitschaft im Privaten und öffentlich. Solche Laien können keine bequemen Partner sein, auch wenn sie über keine spezielle fachtheologische Bildung verfügen. Sie erwarten, daß ihr Wort und ihr Rat auch in amtlichen Entscheidungen etwas gilt. Dies unterwirft die amtlichen Verkündiger und Verwalter der Heilsgüter *stärkeren Begründungszwängen*. Aber nur auf diesem Niveau wird Kirche gesellschaftlich produktiv, kann Glaube in einer extrem pluralen Umgebung soziale Ausdruckskraft finden. Der aktive, in seinem Glauben rechenschaftsfähige Christ setzt ein solches Umgangsniveau voraus. Billiger kann man ihn nicht haben.

Der Rückzug in den binnenkirchlichen Raum hat seine Gründe

Weiter wird zu bedenken sein, was in den letzten Jahren – oder sind es bald Jahrzehnte – in der kirchlichen Vulgärsprache der Drang katholischer Laien ins Binnenkirchliche genannt wird. In der gehobenen Argumentation wird geschliffener von *Verkirchlichung des Christentums*, von *Verantwortung einst autonomer Laieninitiativen* und ähnlichem gesprochen. Das erste ist nicht gleich dem zweiten, aber beides sind verschiedene Bewegungstendenzen in ein und demselben Vorgang. Katholische Laien neigen dazu, wie es *Rita Süßmuth* in einer Vollversammlung des ZdK einmal formuliert hat, sich im binnenkirchlichen Raum wie in einer „warmen“ Stube einzurichten. Weil sie es in der Kälte gesellschaftlicher Beliebigkeiten nicht aushalten, suchen sie die feste Gruppe, die Orientierung gibt und auf die Verlaß ist. Oder man sucht aus konservativer, aber nicht nur aus konservativer Gesinnung allein Festigkeit in der *Kirche als Institution*, Halt in ihr als Trägerin des Gleichbleibenden, wo sich sonst doch alles wandelt und man angesichts wechselnder Moden, beschleunigter Verhaltensänderungen und rasanten technischen und gesellschaftlichen Wandels nicht weiß, wo einem der Kopf steht. Auch in den „neuen“ spirituellen Gruppen und kirchlichen Bewegungen spiegelt sich noch mancher dieser Vorgänge. Nicht christliche Welteroberung oder geistig-geistliche Offenheit treibt an, sondern ein starkes Sicherheitsbedürfnis, das nicht so sehr auf das Seelenheil wie beim spätmittelalterlichen Menschen gerichtet ist, sondern auf Orientierungssicherheit in der Lebensgestaltung und Sinnerfüllung.

Und die scheinbare Gegenbewegung in diesem Prozeß? Die Bischöfe registrieren die schwächer werdende Präsenz der Katholiken im gesellschaftlichen Raum, ihre „Verschlafenheit“ in bezug auf das gesellschaftliche Umfeld, das Schrumpfen der Ausstrahlungskraft katholischer Verbände. Sie ziehen, was vorhanden ist und soweit sie dazu eine Möglichkeit haben, an sich über Arbeitsstellen der Bischofskonferenz und ähnliches: in der Hoffnung, nicht nur zu retten, was noch zu retten ist, sondern über

die hierarchischen und gemeindlichen Strukturen Kirche zu bauen durch Sammlung der verbliebenen oder sich neu formierenden Kräfte. Unschicklicher Weise wird daraus *noch einmal mehr kirchliche Selbstabsicherung durch Stärkung des kirchlichen Verwaltungsapparates* und damit institutionell, keineswegs immer spirituell buchstäblich Verkirchlichung anstelle einer wirklichen Gegenbewegung eines entschiedenen Hineingehens christlicher Gruppen in die Welt.

Auch hier gilt: Zu verändern oder gar umzukehren ist eine solche Lage nur durch solche Christen, die von vornherein nicht das Sicherheitsbedürfnis an die erste Stelle rücken, sondern *für die Christsein in erster Linie Aufgabe, Sendung, Nachfolge*, damit zunächst einmal Ausbruch aus allen Sicherheiten ist. Aber damit ist die Vorfrage noch nicht beantwortet, woher es denn kommt, daß Katholiken sich so sehr binnenkirchlich mehr oder weniger um Zuständigkeiten streiten.

Das Orientierungs- und Sicherheitsbedürfnis ist wohl nur ein Grund bzw. ein Problem und als solches vermutlich gar nur der sozialpsychologische Reflex eines größeren. Das viel größere ist vermutlich der Umstand, daß wir uns als Christen noch nicht hinreichend Rechenschaft geben über die Schwierigkeit, in einer nachchristlich (nachchristentümlich) „verfaßten“ Lebenswelt, mit verbreiteter Belieblichkeit, aber doch noch stark christlichen Gehalten, überzeugend Rechenschaft über unseren Glauben, vor allem durch die *ethischen Folgerungen daraus*, zu geben. Dies geht in – gesellschaftlich, nicht von der Praxis des Christen her gesehen – moralischen „Grenzfällen“ wie Abtreibung, Euthanasie, zum Teil auch Ehemoral noch relativ leicht: Hier können sich Christen ohne übermäßigen Energieaufwand vernehmbar artikulieren; allerdings mit der Kehrseite, daß solches von vornherein aus dem gesellschaftlichen Konsens ausgeschieden und unter kirchlicher Sondernormal abgelegt wird.

Warum es schwerfällt, unterscheidbar zu bleiben

Aber *warum* fällt sonst Unterscheidbarkeit so schwer? In erster Linie wohl, weil unsere nachchristentümliche europäische Welt zwar eine sehr säkulare, aber deswegen noch *keine nichtchristliche Lebenswelt* ist. Sie ist säkular gewiß nicht nur in dem Sinne, daß sie sich von geistlicher Oberhoheit befreit hat, sondern auch in dem Sinne, daß Gott oder überzeitliche Sinnprägungen in ihren Organisations- und Deutungsmustern nicht vorkommen und daß sie die Tendenz in sich hat, religiös zu verarmen. Die Herabsetzung religiösen Glaubens auf das Niveau beliebiger Selbstverwirklichung, die Umfunktionierung von Religion zur kulturellen Konsumware von Menschen auf irgendwelchen Egotrips ist religiöse Verarmung, nicht ungestillter Glaubenshunger oder gar in einem christlichen Sinne Wiederkehr des Heiligen, als was es so manche gerne sehen möchten.

Aber dieselbe säkulare Welt ist nicht einfach nichtchrist-

lich, sondern gerade in ihren normativen Gehalten *vielfach Realisierung von in sich christlichen Gehalten*: Trotz zahlloser Verletzungen von elementaren Menschenrechten herrscht über die Würde der Person als oberstes zu schützendes ethisches Gut heute ein breiterer und selbstverständlicherer Konsens als in noch christentümlich geprägten Gesellschaften. Auf dieser ethischen Ebene und dem damit erreichten Freiheitsniveau findet damit auch das *christliche Glaubenswissen um die Gottebenbildlichkeit des Menschen* einen objektiv zutreffenderen Ausdruck, als ihn das Christentum in vorsäkularer Zeit zu geben verstand. Andere Beispiele dafür sind die allmähliche Verwirklichung der Gleichberechtigung der Geschlechter, der Friede als normatives Ziel der Völkergemeinschaft. Vieles, was in seinem Kern oder seiner Herkunft nach christlich ist, ist gerade in säkularen Gesellschaften ethisches Gemeingut geworden. Über diesen „Erfolg“ können sich Christen nur freuen, wenn sie ihn jenseits aller Katastrophenmeldungen über Sittenzerfall wahrzunehmen vermögen. Aber gerade dieser Erfolg macht die Rechenschaft über den Glauben durch ein gesellschaftlich unterscheidbares Lebenszeugnis und erzieherische Bemühungen nicht einfacher, sondern schwieriger.

Denn wer *das bürgerliche Ethos* in seiner christlichen Substanz lebt, bleibt vom säkularen Nichtchristen oder „Nachchristen“ kaum unterscheidbar, ihm fehlt das Profil, an dem man den Christen erkennen kann; will er Christ sein in allen Konsequenzen, erscheint er gesellschaftlich bald als Außenseiter. Eine in sich zur Transzendenzlosigkeit tendierende nachchristentümliche Lebenswelt eignet sich gewisse Grundelemente des christlichen Ethos problemlos an, neigt aber dazu, alles, was symbolhaft oder real auf Gott oder auch nur auf eine Hoffnungsstruktur jenseits von Selbstverwirklichungsbedürfnissen hinausweist, in den Bereich des Unwirklichen oder des praktisch Bedeutungslosen abzurängen.

Zum Christentum sittlicher Wegweisung sagt man, wenn auch in je eigener Interpretation, ja; Kirche als Sinnvermittlungs- und Legitimationsinstanz, natürlich auch als diakonisch helfender Wohlfahrtsverwalter – wird geduldet und geschätzt. Aber zum Beispiel alles, was an ihr sakramental ist, was zum religiösen Kern gehört, was wirklich Glauben voraussetzt und nur im Glauben vollzogen werden kann, erscheint breitesten Schichten nur noch als Teil einer ehemals gewiß lebendigen und lebensbestimmenden Tradition, deren man sich heute aber nur zur Überhöhung des Alltags an Weihnachten zum Beispiel – oder einzelner Wendepunkte des Lebens – Erstkommunion, Hochzeit – erinnert und bedient. Was sonst an ungebundenen religiösen Bedürfnissen da ist, läßt sich dann leicht in den Phantasiegefilten esoterischer Kulte und Praktiken – ein bißchen Spiritismus, ein bißchen Astrologie, ein bißchen Bewußtseinstraining durch Meditation – absättigen.

Dieser Zusammenhang wird noch viel zuwenig bedacht. Man verdrängt ihn lieber, indem man sich mit Schwarz-Weiß-Malerei aus der vertrakten Situation flüchtet, von

neuheidnischer Umwelt und von Säkularismus spricht oder Katastrophenbilder vom Wertezwergfall an die Wand malt. Wer aber ein die Glaubensvermittlung begünstigendes Klima über die Grenzen der gewiß nicht zu vernachlässigenden kirchlichen Kerngruppen hinaus fördern will, muß sich zunächst einmal ein *realistisches Bild über die christlichen Gehalte in der geistigen Verfassung* unserer gegenwärtigen Lebenswelt machen. Eine Kirche, die sich in künstliche Feindbilder und noch so gut gemeinte kulturkritische Katastrophenszenarios flüchtet, mißachtet das, was der säkular lebende Gegenwartschrist als seine Lebens- und insoweit auch Glaubenserfahrung alltäglich realisiert. Eine solche Kirche zerstört ihm gerade die Erfahrungen, die ihn im Glauben sprachfähig machen können.

Den Menschen das „Gottesgedächtnis“ wieder zumuten

In einem gesellschaftlichen, kulturellen und geistigen Umfeld, das allem, was mit Glaube zu tun hat, schon von den Alltagsabläufen her fast alle Aufmerksamkeit entzieht und schon von seiner Alltagsbeschaffenheit her zur Transzendenzlosigkeit tendiert, muß allerdings zugleich eindringlicher denn je Gegenwartsmenschen, auch soweit sie Christen sind, mit ihrem „*Gottesgedächtnis*“ provozieren, anstatt sie in der bequemen Haltung des Konsumierens religiöser Bedürfnisse zu beständigen. Denn nichts ist dem heutigen christlichen Glauben gefährlicher als die Tradierung *einer christlichen Praxis, die die Wirklichkeit Gottes gedanklich voraussetzt, praktisch aber von ihr absieht*. Wer also christlichem Glauben in den Köpfen und Herzen der Menschen eine Zukunft eröffnen will, tut gut daran vor allen praktischen Wegweisungen dreierlei zu bedenken: daß Glaubensvermittlung, wissensmäßig und praktisch verstanden, ganz überwiegend vom persönlichen Einsatz und Verhalten des Christen im Alltag abhängt, daß die Lebenswirklichkeit, die auch die Christen in ihrem Verhalten bestimmt, auch als nachchristliche Gegenwartswelt aus kulturbestimmenden christlichen Wurzeln lebt, daß Christentum aber gerade in dieser wurzelnhaft christlichen Lebenswelt in Gefahr ist, vornehmlich als bürgerlich-christliche Praxis mit ganz undeutlichem Transzendenzbezug „weitergegeben“ zu werden. Der erste Glaubensartikel („Ich glaube an Gott...“) muß deshalb nicht nur erster und letzter Inhalt aller Glaubensvermittlung sein. Daß er verstanden wird, ist auch allererste Voraussetzung, damit Glaubensvermittlung überhaupt in Gang kommt. Und gerade weil es so ist und damit Christentum nicht mit religiöser Konsumware verwechselt wird, heißt es vor allem Menschen durch Gott als den ganz Anderen zu provozieren und doch den Schöpfergott so nahe an ihn „heranzuführen“, daß Alltag zum Reflex seiner Wirklichkeit und Gottzuwendung zum Alltag der Christen wird, die Glauben zu leben und deswegen auch mitzuteilen verstehen: als „Lehrer“ gewiß, aber vor allem als Vorbilder. Nur diese Art von Glaubensrechenschaft zählt letztlich.

David Seeber